

Zeitschrift: Curaviva : Fachzeitschrift
Herausgeber: Curaviva - Verband Heime und Institutionen Schweiz
Band: 89 (2018)
Heft: 7-8: Familie : Schutzraum und Kampfzone

Artikel: Von der Beziehung zwischen Eltern und ihren erwachsenen Kindern mit Behinderung : "Es besteht eine sehr enge, emotionale Bindung"
Autor: Seifert, Elisabeth / Lauper, Heidi
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-834402>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Von der Beziehung zwischen Eltern und ihren erwachsenen Kindern mit Behinderung

«Es besteht eine sehr enge, emotionale Bindung»

Ein grosser Teil der erwachsenen Menschen mit geistiger Behinderung lebt bei den Eltern. Die enge Beziehung lasse die Entwicklung einer selbstbestimmten Persönlichkeit zu, sagt Heidi Lauper von Insieme Schweiz*. Sie fordert: Institutionen müssen Eltern noch mehr als Partner erkennen.

Interview: Elisabeth Seifert

Frau Lauper, wie erleben Sie die Beziehung von Eltern zu ihren erwachsenen Kindern mit einer Behinderung?

Heidi Lauper: Es gibt eine grosse Vielfalt und Spannweite an Beziehungen, wie bei allen Eltern mit erwachsenen Kindern. Eltern von Kindern mit kognitiven Einschränkungen bleiben aber ein Leben lang in der Verantwortung und im Bewusstsein und im Gefühl dieser Verantwortung für ihre Söhne und Töchter. Diese Eltern haben einen intensiven Prozess des Annehmens hinter sich, bei dem nicht zuletzt auch die gesellschaftliche Ablehnung von Menschen mit einer Behinderung eine grosse Rolle spielt. Dadurch entsteht eine sehr enge emotionale Bindung zwischen Eltern und ihren Kindern. Wegen ihrer Beeinträchtigung bleiben Menschen mit einer kognitiven Einschränkung zudem ein Leben lang auf Begleitung angewiesen.



* **Heidi Lauper**, 1954, ist Co-Geschäftsführerin von Insieme Schweiz, der Vereinigung der Elternvereine für Menschen mit geistiger Behinderung. Sie hat Deutsch und Philosophie studiert und ein Nachdiplomstudium Nonprofit-Management absolviert.

Bleiben Eltern die wichtigsten Bezugspersonen ihrer Kinder?

Ja, das ist so, und sie bleiben auch dann wichtig, wenn die Söhne und Töchter in einer Institution leben. Und das ist etwas, was viele Fachleute nicht realisieren. Die Konflikte, die es zwischen Fachleuten und Eltern gibt, sind unter anderem darauf zurückzuführen, dass man die Rolle der Eltern nicht wirklich wahrnimmt und wertschätzt. Die Beziehung zwischen Eltern, dem Sohn oder der Tochter mit geistiger Behinderung sowie der Fachperson wird oft als Dreieck beschrieben. Es handelt sich hier aber nicht um ein gleichseitiges Dreieck. Die Beziehung zwischen den Eltern und dem Mensch mit Behinderung ist enger und emotionaler. Die Fachleute wechseln, manchmal schon nach kurzer Zeit, und ihre Beziehung ist professionell.

«Eltern werden dann als schwierig wahrgenommen, wenn man ihre Rolle nicht erkennt.»

Erscheinen Eltern nicht deshalb als schwierig, weil sie nicht bereit sind, ihre Kinder ein Stück weit loszulassen?

Das Verhalten der Eltern wird oft dann als schwierig wahrgenommen, wenn man ihre Rolle nicht erkennt, nicht anerkennt und sie zu wenig als Partner mit einbezieht. Fachleute in den Institutionen beklagen sich oft darüber, dass Eltern an allem herummeckern. Das sind Stellvertreterkämpfe. Hier erwarte ich von den Fachleuten, dass sie genau hinhören und verstehen, was dahintersteckt. Die Zusammenarbeit zwischen den Eltern und den Institutionen ist ein Dauerthema. Die Institutionen erheben den Anspruch, zu wissen, was für die entsprechende Person gut ist. Das will ich auch nicht infrage stellen. Sie ver-

Fortsetzung auf Seite 28 >>

Zum Verhältnis zwischen Eltern und Institutionen für Menschen mit Behinderung

Ohne Vertrauen gibts Probleme

Die Eltern bleiben enge Bezugspersonen ihrer Söhne und Töchter mit einer Behinderung, auch wenn diese in einer Institution leben. Die Dreiecksbeziehung zwischen Kindern, Eltern und Fachleuten ist eine Herausforderung. Wir haben bei vier Einrichtungen nachgefragt.

Von Elisabeth Seifert

Viva Stiftung, Münsingen: Die Institutionen sehen sich mit Ansprüchen der Gesellschaft und der Eltern konfrontiert, die im Verlauf der Jahre einen Wandel erlebt haben, weiss Institutionsleiterin Inge Vögeli. Als viele Einrichtungen – oft mit Unterstützung der Eltern – aufgebaut worden sind, sei vor allem die Sorge für die Menschen mit Behinderung im Vordergrund gestanden. Auch heute noch sei es eine wichtige Aufgabe der Einrichtungen, «gut zu den Söhnen und Töchtern zu schauen». Diese werde aber ergänzt mit dem Bemühen, die Selbstständigkeit der Menschen mit Behinderung zu fördern.

«Das ist für manche Eltern, für einigen Menschen mit Behinderung und auch für etliche Fachleute eine unglaubliche Umstellung und bringt viele Diskussionen mit sich», beobachtet Vögeli. Der Wandel bedeute insbesondere für die ältere Generation eine Herausforderung. Die Viva Stiftung, die zu einem grossen Teil Männern und Frauen mit leichteren Behinderungen Unterstützung bietet, vertrete dabei die Auffassung, dass die erwachsenen Frauen und Männer «selber entscheiden dürfen und ihre Wünsche selbst mitteilen sollen». Manche Eltern seien es nicht gewohnt, dass «wir in der Institution zuerst die Menschen mit Behinderung fragen und ihre Anliegen abholen wollen».

In solch «schwierigen Situationen», wo kontroverse Ansichten zum Tragen kommen, suchen die Fachleute das Gespräch. Und: «Wir finden in den meisten Fällen einen Weg», sagt Inge Vögeli aus Erfahrung. «Wir dürfen Menschen mit einer Behinderung etwas zutrauen, sie können Verantwortung übernehmen.» Und: «Wir alle, Eltern und auch Fachleu-

te, müssen uns bewusst machen, dass nicht wir die Experten für das Leben der erwachsenen Menschen mit Behinderung sind, sondern sie selbst.»

Stiftung BWO, Langnau: «Für viele unserer Eltern steht die Sorge um ihre Söhne und Töchter im Zentrum», weiss BWO-Geschäftsführerin Kathrin Wanner. Das habe auch damit zu tun, dass insbesondere jene, die auch innerhalb der Institution wohnen, mit schwereren Beeinträchtigungen leben und einen hohen Unterstützungsbedarf haben. Die Institution pflege grundsätzlich eine enge Zusammenarbeit mit den Eltern, unterstreicht Wanner. «Die Eltern sind ein grosses Wissensgefäss für die Bedürfnisse ihrer Kinder.» Gerade bei jenen Söhnen und Töchtern, die sich sprachlich nicht oder



«Die Diskussionen und die Zusammenarbeit mit den Eltern empfinden wir nicht als Last, sondern vielmehr als Bereicherung.»

Kathrin Wanner,
Geschäftsführerin,
Stiftung BWO



«Wir, Eltern und Fachleute, müssen uns bewusst machen, dass nicht wir die Experten für das Leben der erwachsenen Menschen mit Behinderung sind, sondern sie selbst.»

Inge Vögeli, Institutions-
leiterin, Viva Stiftung

kaum artikulieren können, leisten sie «wichtige Übersetzungsarbeit». Die Perspektive der Eltern biete den Fachpersonen zudem eine wertvolle Aussensicht.

Neben der engen Zusammenarbeit mit den Eltern ist der Stiftung die Unterstützung der Menschen mit Behinderung auf dem Weg zu einer selbstbestimmten Lebensweise ein wichtiges Anliegen, unterstreicht Kathrin Wanner. «Das ist ein Teil unseres Konzepts, zu dem die Eltern ja sagen.» Die praktische Umsetzung sei dann aber oft nicht einfach. Die Sorge um die Söhne und Töchter einerseits und andererseits der Wunsch und der Anspruch, diese ein Stück weit loszulassen, kann eine nicht zu unterschätzende Spannung bedeuten. «Das kann ein ganz schwieriger Prozess sein, in dem es immer wieder zu Situationen kommt, wo die Wünsche und Anliegen der Kinder konträr zu jenen der Eltern stehen.» Jüngere Eltern würden dabei tendenziell einen grösseren Wert auf die Entwicklung ihrer Kinder hin zu mehr Selbständigkeit und Selbstbestimmung legen.

«Die Diskussionen und die Zusammenarbeit mit den Eltern in solchen Situationen empfinden wir aber nicht als eine Last, sondern vielmehr als Bereicherung,» betont Wanner. «Auch wir Fachleute sind uns immer bewusst, dass wir nicht

immer wissen, was das Beste für die Söhne und Töchter ist.» Das Leben in der Institution helfe indes bei der Ablösung, ist Kathrin Wanner überzeugt. Schon allein durch die örtliche Trennung. Die Institution bemühe sich zudem darum, den Menschen mit Behinderung Kontakte ausserhalb der Familie und ausserhalb der Institution zu ermöglichen.

Argo Stiftung, Chur: Söhne und Töchter mit einer Behinderung werden eher stärker behütet als Kinder ohne Behinderung und das weit ins Erwachsenenalter hinein, beobachtet Geschäftsleiter Franco Hübner. Er kritisiert dabei die immer wieder geäusserte Annahme, dass ältere Eltern zu Behütung und Bevormundung neigen und jüngere Eltern eher die Selbstständigkeit ihrer Söhne und Töchter fördern. «Im Einzelfall trifft dies oft gerade nicht zu.» Über die Jahre hinweg lasse sich indes grundsätzlich feststellen, dass die Eltern heute eher bereit seien, sich von ihren Söhnen und Töchtern zu lösen. Dadurch verbessere sich dann auch die Zusammenarbeit mit den Institutionen.

«In der Argo Stiftung werden die Klienten gezielt in ihrer Selbstständigkeit gefördert», betont er. Sie werden unterstützt, ihre Bedürfnisse zu äussern und sich für ihre Anliegen einzusetzen. Die damit einhergehende Abnabelung vom Elternhaus sei ein «normaler Prozess». Es sei dabei wichtig, dass diese Abnabelung im eigenen Tempo durchlebt wird. Zudem gelte es, neben den Söhnen und Töchtern auch die Eltern zu begleiten. Oft nämlich hätten Elternteile mit diesem Abnabelungsprozess Mühe, beobachtet Hübner. Von zentraler Bedeutung sei deshalb ein «regelmässiger und intensiver Austausch» mit den Eltern. «Die Fachpersonen müssen sich dabei auch in die Lage der Eltern hineinversetzen können und deren langjährige Erfahrung würdigen.» Sobald das gegenseitige Vertrauen da ist, könne man vieles besprechen und gemeinsam im Sinn des Bewohners handeln.

«Ich bin überzeugt, dass die Ressourcen von Menschen mit einer Behinderung gerade in einer Institution optimal aus-

geschöpft werden können», sagt Hübner. Und zwar gerade auch deshalb, weil sie eine andere emotionale Beziehung zu den Klienten haben. Es gebe indes für beide Lebensorte, das Elternhaus und die Institution, erfolgreiche und weniger erfolgreiche Beispiele.

Stiftung Domino, Hausen: «Die emotionale Bindung zu den Eltern ist stark und bleibt ein Leben lang sehr stark», betont Raphael Inderkum, Bereichsleiter Wohnen der Stiftung Domino. Gerade bei Menschen mit einer schwereren Behinderung sei die Beziehung zu Familienmitgliedern oder auch zu Fachpersonen einfacher als zu aussenstehenden Personen. Die Förderung der Selbstbestimmung, die heute stark im Fokus steht, ist auch für Raphael Inderkum ein wichtiges An-



«Die Eltern müssen das Vertrauen haben können, dass die betreuenden Personen immer im Interesse der Söhne und Töchter handeln.»

Raphael Inderkum,
Bereichsleiter Wohnen,
Stiftung Domino

liegen. Es gelte dabei aber immer den Entwicklungsstand der Söhne und Töchter zu berücksichtigen, hält er fest. Förderlich für die Entwicklung in Richtung einer eigenständigen Persönlichkeit sei, dass die Söhne und Töchter heute früher in eine Institution eintreten als noch vor ein oder zwei Jahrzehnten. «Wenn sie bereits mit achtzehn Jahren zu uns kommen, dann sind die Beziehungen zu den Eltern noch in Bewegung und weniger starr.» Dies erleichtere den Ablösungsprozess. Die enge Bindung zu den Eltern einerseits und die Förderung der Selbstständigkeit andererseits stellen die Fachpersonen immer wieder vor eine Herausforderung. Die Elternarbeit sei deshalb «ein sehr wichtiges Thema». «Die Eltern müssen das Vertrauen haben können, dass die betreuenden Personen immer im Interesse der Söhne und Töchter handeln.» Das schaffe die Grundlage dafür, dass die Eltern von den Fachpersonen nicht über jeden Schritt ihrer Söhne und Töchter informiert werden wollen. «Die Entwicklung einer eigenständigen Persönlichkeit, das Entdecken von Neuem schliesst ein, dass die Eltern nicht immer alles wissen müssen. Die Söhne und Töchter sollen zum Beispiel selbst den Zeitpunkt wählen, wann sie ihren Eltern sagen, dass sie sich verliebt haben.» ●



«Ich bin überzeugt, dass die Ressourcen von Menschen mit Behinderung in einer Institution optimal ausgeschöpft werden können.»

Franco Hübner,
Geschäftsleiter,
Argo Stiftung

kennen aber oft, dass man die Eltern ins Boot holen muss. Wenn man das nicht macht, dann ist man mit Widerstand konfrontiert. Es gibt natürlich Institutionen, die das sehr gut machen.

Wollen Fachleute in den Institutionen die längst erwachsenen Kinder nicht vor einer allzu grossen Fürsorglichkeit schützen?

Warum dürfen Eltern nicht fürsorglich sein? Vielleicht freut sich ja auch der Sohn oder die Tochter über eine solche Fürsorglichkeit. Das Schlimmste ist, wenn Institutionen die Eltern und die Person mit Behinderung gegeneinander ausspielen.

Was raten Sie als Elternvertreterin den Institutionen?

Ganz wichtig ist es, im Gespräch zu bleiben und Vertrauen aufzubauen. Manchmal sind negative Erfahrungen und ein daraus erwachsenes Misstrauen von Eltern gegenüber einer Institution dafür verantwortlich, dass sie eine gewisse Überfürsorglichkeit entwickeln.

Verhindert die enge Beziehung zu den Eltern aber nicht eben doch, dass Menschen mit einer kognitiven Behinderung Beziehungen zu anderen Menschen aufbauen können?

Ich will nicht ausschliessen, dass es das gibt. So wie es auch Söhne und Töchter ohne Behinderung gibt, die aufgrund einer sehr engen Beziehung zu einem Elternteil Mühe haben, sich auf andere Beziehungen einzulassen. Die Beziehungen zu anderen, ganz verschiedenen Menschen im Umfeld einer Person herzustellen, kann aber auch einer der Gründe sein, die Eltern daran hindern, ihren Sohn oder ihre Tochter in einer Institution wohnen zu lassen. Hier sind sie mit den Personen auf ihrer Wohngruppe zusammen, haben aber oft wenige Kontakte zu Menschen ausserhalb der Institution.

Fördern Eltern die Beziehung ihrer Kinder zu anderen Menschen?

Das Hauptangebot der regionalen Vereine von Insieme sind Freizeitaktivitäten, Freizeittreffs, Ferien. Diese Angebote sind von Eltern ins Leben gerufen worden. Hier finden zum einen Beziehungen zu anderen Menschen mit Behinderung statt. Die Vereine von Insieme versuchen zusätzlich, den Kontakt zur Gesellschaft zu fördern. Der Gründungsgedanke von Insieme bestand darin, die Eltern aus ihrer Isolation herauszuholen und zu ermutigen, mit ihren Kindern am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen. Insieme vertritt die Vision, dass Personen mit kognitiven Beeinträchtigungen als vollwertige Mitglieder mitten in der Gesellschaft leben können und wertgeschätzt werden.

Integration war von Beginn weg ein wichtiges Ziel der Elternvereinigung Insieme?

Aus dieser Motivation heraus sind viele Angebote im Freizeitbereich entstanden. Die Teilnahme an diesen Aktivitäten ist gerade auch für Menschen, die in den Institutionen leben, die grosse Chance, aus dem gewohnten Umfeld herauszukommen, mit anderen Menschen etwas zu machen und in Beziehung zu treten. Wenn Institutionen selbst Freizeit-, Bildungs- oder auch

Ferienangebote machen, bleiben die Menschen mit Behinderung immer im gleichen Umfeld.

Viele Institutionen bemühen sich aber doch heute um eine grössere Selbstständigkeit und Selbstbestimmung ihrer Klienten?

Ja, das ist durchaus der Fall und begrüssen wir sehr. Ein wichtiger Ausdruck der Selbstbestimmung wäre es zum Beispiel, dass Menschen mit einer geistigen Behinderung die Mitbewohner ihrer Wohngruppe sowie ihre Betreuungspersonen wählen könnten. Das ist aber heute in den Institutionen nur sehr selten der Fall. Zudem: Mindestens so stark wie von ihren Eltern werden Menschen mit einer Behinderung auch von ihren Betreuungspersonen beeinflusst. Die Befähigung anderer Personen zur selbstständigen Meinungsbildung ist anspruchsvoll und bedingt viel Selbstreflexion. Wichtig ist es, echte Wahlmöglichkeiten zur Verfügung zu stellen, und zwar nicht einfach nur bei der Farbe der Socken. Viel entscheidender ist etwa die Wahl der Wohnform oder auch die Möglichkeit, in einer Partnerschaft zu leben.

Gestehen Eltern ihren erwachsenen Kindern eine solche Wahlmöglichkeit zu?

Zweifellos, wenn die Rahmenbedingungen dafür überhaupt vorhanden sind. Eltern ergreifen aber auch immer wieder privat die Initiative, um ihren erwachsenen Söhnen und Töchtern mit kognitiver Beeinträchtigung zu ermöglichen, selbstständig in einer Wohnung zu leben. Es gibt hier ganz unterschiedliche Formen. Es kann sich dabei zum Beispiel um eine Wohnung im Nachbarhaus handeln oder im gleichen Quartier. Ich kenne auch Eltern, die sich zusammenschliessen, um für ihre erwachsenen Angehörigen eine Wohnung zu mieten. Sie übernehmen dann auch einen Teil der Betreuung und Begleitung.

Wie beurteilen Sie die Rahmenbedingungen für solche Bemühungen?

Bisher als schlecht. Einzelne Kantone sind daran, Finanzierungsmöglichkeiten für solche Angebote einzuführen, etwa der Kanton Bern. Der IV-Assistenzbeitrag für Menschen mit einer geistigen Behinderung ist schlecht konzipiert und verbesserungswürdig. Der Zugang ist mit Zusatzbedingungen, die ausschliesslich für sie gelten, stark erschwert. So müssen nur sie als Voraussetzung für den Assistenzbeitrag einer Arbeit oder einer Ausbildung im ersten Arbeitsmarkt nachgehen. Das war bei der Einführung politisch so gewollt, vor allem auch aus Kostengründen. Hier braucht es dringend Anpassungen und vor allem auch bessere Information. So wissen viele nicht, dass Menschen mit geistiger Behinderung nicht selber die Rolle als Arbeitgeber ausüben müssen. Sie können auch einen Beistand dafür einsetzen.

Ein wichtiger Teil des Lebens als Erwachsener ist eine selbstbestimmte Sexualität. Wirken Eltern hier aufgrund einer gewissen Überfürsorglichkeit nicht oft als Verhinderer?

Das kann sein, doch auch in einer Institution gibt es viele Hürden, eine selbstbestimmte Sexualität zu leben. Die Sorge der

«Eltern ergreifen immer wieder die Initiative, damit ihre Kinder selbstständig wohnen können.»

Eltern hat zudem verschiedene reale Gründe. So zeigen Untersuchungen aus Deutschland, dass Frauen mit kognitiver Beeinträchtigung häufiger von sexuellen Übergriffen bedroht sind als alle anderen, auch innerhalb von Institutionen. Menschen mit einer geistigen Behinderung sind oft sehr offen, spontan und wollen wahrgenommen und anerkannt werden. Dadurch wächst natürlich die Gefahr, ausgenutzt zu werden, was wiederum den Schutzreflex der Eltern provoziert.

Sexualität bleibt ein Tabu?

Das Recht der Menschen mit geistiger Behinderung, ihre Sexualität wie alle zu leben, ist noch immer eines der heikelsten Themen. Insieme setzt sich seit Langem dafür ein und fordert auch Sexualaufklärung in den Sonderschulen. Zudem bieten wir den Eltern Grundlagen zu den verschiedenen Facetten dieses Themas. Es besteht mit der Fachstelle Lebensräume zudem ein Beratungsangebot. Unsere Vereine wiederum machen Bildungsveranstaltungen für die Angehörigen zum Thema. Wir thematisieren auch die Elternschaft und zeigen Unterstützungsmöglichkeiten auf. Ein Problem ist hier, dass nur wenige Institutionen ein Konzept haben, wie sie Familien begleiten. Damit entsteht aber ein hohes Risiko für Eltern. Sie tragen als potenzielle Grosseltern letztlich die Verantwortung.

«Die Vereine von Insieme versuchen, die Kontakte zur Gesellschaft zu fördern.»

Lebt ein grosser Teil der erwachsenen Menschen mit einer geistigen Behinderung bei den Eltern oder in einer Institution?

Es gibt hierzu keine verlässlichen Statistiken. Man kann aber wohl sagen, dass ein grosser Teil der erwachsenen Männer und Frauen mit einer geistigen Behinderung bei den Eltern zu Hause wohnt. Oft wird aber ein Übertritt in eine Institution nötig, weil der Betreuungsbedarf zu gross wird. Oder der Sohn respektive die Tochter wünscht selber eine Veränderung. Dann machen sich die Eltern auf die Suche nach einer geeigneten Institution. Und es gibt mittlerweile etliche gute Institutionen mit einem differenzierten Angebot. Den Aufbau von Aussenwohngruppen und dezentralen Strukturen erachte ich als sehr positive Entwicklung. Denn die heutige Generation von Eltern fordert die Integration und die Inklusion. Und sie wollen Partnerinnen der Fachleute sein.

Wie können sich Eltern als Partner einbringen?

Idealerweise müssten die Institutionen über Strukturen für Rückmeldungen und Austausch und über einen Elternbeirat verfügen, der Eltern auf operativer Ebene ein Mitspracherecht einräumt. Das ist heute oft noch zu wenig der Fall. Dabei könnte man damit viele Konflikte bereits in einem frühen Stadium verhindern. Gleichzeitig sollte auch auf strategischer Ebene eine Mitwirkung der Elternvereine möglich sein. Über die Jahre hinweg tendieren Institutionsleitungen dazu, zu eigenmächtigen Fürstentümern zu werden. Das ist eine ganz normale Entwicklung von Institutionen, und zwar längst nicht nur im Behindertenbereich. Schliesslich handelt es sich um Unternehmen, die gut und professionell geführt werden wollen. Und man lässt dann oft nicht zu, dass jemand von aussen mitredet. ●

Zürcher Hochschule
für Angewandte Wissenschaften

zhaw

Gesundheit



CAS Klinische Kompetenzen in Gerontologischer Pflege

Erweitern Sie Ihre klinischen Kompetenzen, um ältere Menschen mit und ohne Demenz im stationären oder ambulanten Setting umfassend im Alltagsmanagement zu unterstützen.

Module

Klinisches Assessment in Gerontologischer Pflege

Start: 15. Januar 2019

Selbstmanagement fördern in Gerontologischer Pflege

Start: 8. Mai 2019

Pflege von Menschen mit Demenz

Start: 12. September 2019

**Certificate of
Advanced Studies**

CAS

3 Module, 24 Kurstage

Mehr unter zhaw.ch/gesundheit/weiterbildung